Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

**Band:** 4 (1909-1910)

**Heft:** 16

Rubrik: Umschau

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 25.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# An unsere Mitarbeiter, Leser und Freunde.

Aus verschiedenen Zuschriften hat der unterzeichnete Herausgeber der Berner Rundschau ersehen, daß in der Beantwortung von Manustriptsendungen, Anfragen usw. hin und wieder Berzögerungen vorkommen. Da der Herausgeber sich seit mehr als einem Jahr fast ununterbrochen auf größeren Auslandreisen befindet, ist es leider nicht immer möglich, Zusendungen und Anfragen umgehend zu erledigen. Wir bitten daher, allfällig vorkommende Verzögerungen mit den Umständen zu entschuldigen.

Zu gleicher Zeit erlauben wir uns, mitzuteilen, daß wir im Herbst, mit Beginn des fünften Jahrganges, die Berner Rundschau in eine schweizerische Zeitschrift großen Stils von doppeltem Umfang der bis-herigen und vergrößertem Format umwandeln werden. Die Vorbereiztungen dazu sind bereits in vollem Gange.

Da auf obigen Zeitpunkt der Herausgeber F. O. Schmid in die Schweiz zurückgekehrt sein wird, kann er der Zeitschrift wieder persönlich jenes Interesse zuwenden, das das ihm und der Berner Rundschau seit Jahren entgegengebrachte Zutrauen der Presse, der Mitarbeiter und des Publikums rechtfertigt.

Die nähern Einzelheiten werden wir später befanntgeben.

Bern und Wien, Ende Märg 1910.

Der Berleger:

Dr. G. Grunau.

Der Herausgeber: F. O. Schmid.



Jürcher Theater. Oper. Diesmal ist von zwei wirklichen Novitäten zu berichten. Das Zürcher Theater, das bisher die welschschweizerische musikalisch-dramatische Produktion, sogar wenn ihr Erfolg beschieden war, gänzlich ignoriert hatte, versuchte es nun einmal ausnahmsweise mit dem Werke eines jungen Welschschweizers; es war freilich auch nicht in Paris und Genf, sondern in Deutschlandapprodiert worden. Am 10. März gelangte die Oper "Mischwaadt, geborenen

Romponisten, Pierre Maurice, zur ersten schweizerischen Aufführung. Der schweizerische Tonkünstlerverein steuerte an die Kosten der hiesigen Aufführung bei. Das 1907 geschriebene Werkwar vorher nur 1908 und 1909 in Stuttgart in Szene gegangen. Bei den beiden bisherigen Vorstellungen wurde ihm freundlicher Beifall zuteil; einen nachhaltigen Ersolg scheint es aber nicht erzielt zu haben. Daran trägt wohl vor allem der vom Komponisten selbst nach einem allem Anschein nach mit vollem Rechte vergessenen Romane der Madame

Renbaud verfaßte Text die Schuld. Die sehr altmodisch romantische Handlung läßt nur für eine Figur, die Titelheldin, menschliches Mitgefühl aufkommen, und was aus der staubigen Räubergeschichte vielleicht dramatisch noch zu machen ge= wesen wäre, hat Maurice nicht herauszuholen verstanden: er hat weder den Stoff dramatisch zu exponieren gewußt, noch auch nur die Erzählung in ordentliche Dialog= fzenen übertragen. So geschickt der Rom= ponist als solcher auch sein Sandwerk ver= steht, so hubsch sich auch seine Musik jeder Situation anpaßt, so gefällig sich auch sein musikalischer Stil - Wagner tempe= riert durch Massenet - prasentiert, so kommt das alles doch nicht zur rechten Wirkung, weil uns die schematische Aktion im großen und ganzen gleichgiltig bleibt. Der junge Romponist ist sicherlich ein starkes Talent, und gewisse Jugendlich= feiten, wie die etwas gleichmäßig über= ladene Instrumentation, wird er sich wohl leicht abgewöhnen können; daß er aber eine ursprüngliche Erfindungskraft sein eigen nenne, möchten wir nach dieser Probe nicht bejahen.

Die Aufführung brachte die Borzüge des Werkes zur besten Geltung. Sowohl die Bertreterin der Titelrolle, wie der Theatermaler taten an ihrem Teile, was für eine stimmungsvolle Wiedergabe zu leisten war.

Die zweite Novität, Wolf=Ferraris im vorigen Jahre jum ersten Male ge= gebene einattige tomische Oper "Gusan= nens Geheimnis", laboriert ebenfalls an einem unbefriedigenden Textbuch. Der Komponist, seit seinen "Neugierigen Frauen" die Hoffnung der modernen deutschen komischen Oper, hat seinem Werke offenbar in Erinnerung an Pergoleses "Serva Padrona" die Bezeichnung "Intermezzo" gegeben (wie bei dem alten Meister wird die Sandlung ausschließ= lich von einem singenden Paare und einer stummen Verson bestritten). Aber während das Libretto der "Magd als Herrin" ein allgemein menschliches Gefühlsverhältnis zum Ausgangspunkte

nimmt, ift Wolf-Ferraris Stud nach einem typischen französischen lever de rideau gearbeitet, der sich jedenfalls im Original recht lustig anhören läßt, für die musika= lische Behandlung aber doch wenig geeignet ist. Die Wirkung des Scherzes beruht durchaus auf einer ziemlich dünnen Pointe (ein eifersüchtiger junger Chemann entdedt zulett, daß hinter dem Geheim= nis seiner Frau kein Liebhaber steckt, son= dern bloß der heimliche Genug von Bigaretten). Das mag hingehen, so lange ein rasch dahinplätschernder Dialog den Buhörer nicht zum Nachdenken kommen läßt; die Musik zieht den With bedenklich in die Länge. Für eine komische Oper ist ein solcher Stoff denn doch zu harmlos.

Die Musik erfreute, wie in den an= dern Werken des Komponisten, durch ihre anmutige Art, zwischen dem alten und dem neuen Stile zu vermitteln. Wolf-Ferrari kommt bald gepudert wie ein Zeitgenosse Mozarts, bald greift er zu den harmonisch stärker gewürzten Mitteln der modernen tomischen Oper. Er bleibt aber immer originell, insofern er nie aus dem Stil der komischen Oper hinausfällt. Er macht nie eine Maus zu einem Ele= fanten. Er läßt ben Sängern stets das erste Wort. Er stürzt sich nie, wo die Erfindung versagt, in eine geschwollen pathetische Pose. Und wenn auch dem Ganzen eine fräftige persönliche Physiognomie fehlt, so stedt doch im einzelnen so viel feine Erfindung, daß sogar von diefem an sich nicht fehr wertvollen Wertchen etwas von der beseligenden Wirkung der alten komischen Oper ausgeht. Wolf= Ferrari gibt sich wenigstens wie er ist; schon dieses seltenen sympathischen Zuges willen findet er bei denen Beifall, denen die ewig gespreizte Haltung vieler andern auf die Nerven gibt.

Das Publikum nahm die Novität denn auch sehr beifällig auf, beifälliger jedensfalls als die vom vorigen Winter wiedersholte Raupachische Posse "Versiegelt", die Blech unseres Erachtens ziemlich unnötig durch seine Musik zu einem Scheindasein zu erwecken gesucht hat.

Berner Stadttheater. Strandfin = der. Schauspiel in 4 Aften von Hermann Sudermann.

Das neue Drama spielt anno dazumal, als der Kreugritterorden in Preußens Kernlande deutsche Kultur pflanzte. Es herrscht Zwielicht heidnisch christlicher Rultur. Kinder des Strandes! Das Meer hat sie ausgeworfen mit den Trümmern zerschellter Schiffe. Strandräuber, Hela= leute, haben sie großgezogen, halb Tier, halb Mensch. Dünenwürmer find fie ge= worden. Wenn der Vorhang aufgeht, kriechen sie herum im Sande. Aber in ihnen wacht die große Sehnsucht nach dem, was sie nicht kennen, nach Seimat und Name, nach Bater und Mutter. Das gibt eine Inrische Stimmungsmalerei, einen traumverschwommen düsteren Sintergrund. Das ist der erste Aft.

Darauf nun erhebt sich die Handlung, bockbeinig und knochig, ein schrisse Fortissimo auf die leise im Baß gestrichene Ouvertüre. Irgendwo in der Vorgeschichte sind schreckliche Taten geschehen. Es ist eine unheimliche Spannung, in der Vorgeschichte erzeugt, zu deren Lösung die Handlung da ist. Die Handlung ist eine letzte Episode. Zwei Geschlechter treten auf und schreien Blutrache wider einsander.

Der Komtur des Kreuzritterordens in Danzig fällt seinen dristlichen Spruch. Die sich auffressen wollen, die sollen sich heiraten, sonst frift sie beide der Orden. Dixi! Da opfert sich der jüngere der Rynke= söhne für den Bruder und ehelicht Bri= golla, die Falknerstochter. Aber siehe da, es gibt ein Techtelmechtel zwischen seinem Weibe und dem ältern Annkesohn, über Haß und Rache hinweg. Und was uns der Dichter mit knapper Not handgerecht gemacht, Blutrachepflicht und Blutschwüre, das wird über den Haufen geworfen, wenn wir eben daran sind, uns an diese Fossilien zu gewöhnen. Brigossa und der ältere Rynkesohn, Weib und Bruder lauern dem jüngern auf. Da warnen ihn die Strandkinder, und er kommt als Deutsch= ordensritter in das Land, während die

beiden Heidensünder auf der Flucht im Sturme untergehen. Man kann dieses Spiel mit den moralischen Werten von anno domini verstandesgemäß eventuell noch fassen, vor unserm Gefühl aber hält es nicht stand. Die Konflikte bestehen nur sür unsern Verstand, nicht für unser Gestühl. Wir begreifen, daß diese Leutchen nach Blutrache schreien; aber wir schreien nicht nach Blutrache. Wir verlangen einen Kommentar, wir greifen zu Hause nach Atlas und Geschichtsbuch.

Und die dramatische Technik? Sie steht im Zeichen des Sprunges. Eines der Strandkinder ist am Schluß eine Fürstin. Niemand weiß woher und wieso. Vielleicht schreibt Sudermann darüber einmal eine Legende.

Bühnenfähig gemachte Geschichte! Mislieuschilderung. Aber (und das ist höchst bedenklich) das Geschichtsbuch schließt mit einem Loblied auf Anechtersinn! und Schwert. Sudermann, der Dichter, ist kaiserlich königlicher Historiker geworden. Hurra! Hurra!

Immerhin sind wir dem Verwaltungsrat dankbar, daß er uns diese Novität
verschafft hat. Es ist ein unerläßliches
Erfordernis auch des dürftigsten Spielplanes, die Fühlung mit der dramatischen
Produktion unserer Zeit aufrecht zu erhalten, mag dieselbe auch noch so unzeitgemäß sein.

Weniger schön und lobenswert war die Spielleitung; denn nicht nur unmöglich, auch unglaublich war die Stillosigfeit der Szenerie im zweiten Aft. Ein Strandräuberemmentalerdorf!

Gastspiel von Joseph Kainz. Der Schauspieler Kainz ist ein Stilkünstler oder vielleicht ein Künstler im Stilssieren. Mir scheint, er gibt uns die Form als Interpretation des Gehalts, er ist nicht Hamlet, er ist das Symbol von Hamlet. Vielleicht war es einmal anders. Vielsleicht griff er einmal in unser Herz, vielsleicht zerriß er es einmal. Jest liedsäugeln wir mit Kainz um die Form der Linien und Töne. Das erste, was wir von Hamlet hören, ist ein Ton. Er klingt

durch das Theater, hell wie von einem Glodenspiel. Es ist ein Seufzer, es ist inhaltsschwere, stilisierte Form. Und da= mit hat Rainz uns gefangen. Er wirft sich vor dem Geist auf den Boden und windet sich und stöhnt. Er streichelt dem Polonius die Wangen. Er sett sich ein= mal mitten im Bühnenrahmen auf einen Stuhl und macht sich zum Teil der Deko= ration, mährend er das Ganze beherrscht. Es ist gleichsam ein Wandgemälde im Hodlerschen Stil. Und daraus heraus winselt und poltert es, wie eine beglei= tende Melodie zu den Shakespearschen Worten. In farbiger Plastif, Musik und Worten, dreidimensional potenziert das Symbol des Hamlet! Ich glaube, Kainz aibt damit den Urkern der Schauspiel= funst: Symbolisierungskunst!

Der Kauersche König reckte sich empor in diese Sphäre, vielleicht auch Götze, und in der Fechtszene der junge Wallburg. Das übrige blieb Masse, Hintergrund.

In Schillers Räubern erdrückte die Länge alles. Nur dann und wann ein Lichtblit. So die Szene im Garten.

Walter Scherz.

"Siegfried" in Genf. Es gibt immer noch Theater, wo Wagner als Novität gegeben wird. Selbst in Genf, das sich gerne das bedeutendste Kunstinstitut der Schweiz nennt. Nachdem man lettes Jahr "Triftan und Isolde" zur Aufführung brachte, wagte man sich heuer an den "Siegfried", verschrieb sich aus Paris für 300 Fr. einen Papierdrachen und zwei Sänger, den einen für die Titelrolle, den andern für den Mimen. Und so konnte man dreizehnmal das haus füllen. Die Aufführung war ganz gut. (Die dreizehn Häuser haben nämlich nicht durchaus etwas mit der Güte des Gebotenen zu tun). Die beiden Gäste, von denen Swolfs, ein Belgier, der den Siegfried singt, seine Studien in Deutschland vervollkommnet hat, verhalfen dem Werke zu einer ichonen Sohe. Der Teuerzauber, der nicht übel gemacht wird, erweist sich auch bei unserm Bubli= tum als eine nicht zu unterschätzende Attrat= tion. Und da er erst im letten Aft auf=

dampft, harrt die Menge geduldig aus. Die Presse findet zur Großzahl nur Lob. Dagegen unternimmt es ein kleineres Blatt, Wagner umzubringen. Rein der Kuriosität halber möge folgender Satz aus dem Todesurteil widergegeben wersden: "Quand ce musicien dégénéré (Wagner), qui était un poète déplorable, eut la prétention de régénérer l'art dramatique, il se mit le doigt dans l'œil jusqu'au coude". Das ist weniger schön als unappetitlich geredet. Also an Wagneritis leidet man in Genf noch nicht.

Theatermiseren in Genf. Mehr wie je stehen Theaterfragen und sorgen im Vordergrund der öffentlichen Aussprache. Den äußern Grund dazu gibt die von der Theaterkommission herausgegebene Broschüre "La question du Théâtre". In besweglichen Worten wird da das Elend geschildert und die Notlage des Institutes und nach einer Rettung umgeschaut. Wir vernehmen in der Tat ganz wissenswerte Sachen, bei denen zu verweilen auch Fernstehenden nicht ungelegen sein mag. Denn auch an andern Kunstinstituten mögen ähnliche Verhältnisse herrschen.

Trok einer Subvention von 200,000 Fr., hat der Direktor letztes Jahr ein Defizit von 30,000 Fr. gemacht. Die Barunter= stützung der Stadt beläuft sich allerdings nur auf 67,000 Fr., allein zu ihren Lasten fallen Beleuchtung, Heizung, überhaupt der ganze Unterhalt des großen Sauses, mit eingeschlossen die Brämien der Bersicherungen. Mehr fann man der Stadt, die 60,000 Seelen zählt, nicht zumuten. Die Außenquartiere nämlich, die zusammen mehr Bewohner zählen als die Innenstadt, werden zur Unterstützung nicht herangezogen, wie sie bekanntlich auch mit den Steuern beinahe ungeschoren da= vonkommen. Die abendliche Einnahme bei normalem Tarif beträgt 3000 Fr. An= dere Theater, die im Range dem Genfer etwa gleichkommen, verzeichnen bis zu 5000 Fr. Abendeinnahmen. Der Direktor ist verpflichtet, Abend für Abend einer großen Anzahl von städtischen Beamten Fauteuils gratis zur Verfügung zu stellen.

Benn die Berren nicht felbft erscheinen, ichiden sie die Kamilie, oder Bekannte und Freunde, oder (was vorgekommen sein soll) verkaufen ihre Plate. Diesem Freiplat= standal hat glüdlicherweise der Stadt= prafident nun ein Ende bereitet. Die Abonnements übersteigen monatlich nicht einmal 2000 Fr. Weiter die Gagen. Diese sind außerordentlich hoch und recht= fertigen sich in den wenigsten Fällen. Und erst die Honorare für Gäste. So figuriert die Litvinne für eine Vorstellung mit 3500 Fr., die Bréval als Carmen mit 2000 Fr. Dann tommen eine ganze Reihe, die sich mit 1000 Fr. pro Abend "be= Ist es da noch erstaunlich. gnügen". wenn das Budget mit fabelhaften Passiv= posten sich erschöpft! Große Opern bringen nie die Rosten ein, und doch muß der Direktor sie auf den Spielplan segen, da das Publikum darnach verlangt — um bann nicht hineinzugehen. Der einzig fichere Berlag sind die Spielopern und Operetten, die denn heuer auch zum größ= ten Teil das Repertoire füllen. So ist die Lage, und soweit reicht ber Inhalt der Broschüre, die einer erhöhten Sub= vention unter Berbeigiehung der Außen= gemeinden und des Kantons ruft. Ob der Augenblick gunftig gewählt murde, um mit den Lamentationen an das Publi= tum zu gelangen, mögen wir unerörtert lassen. Tatsache ist, daß man mit der Truppe nicht recht zufrieden ist. Dazu tommt der überfluß an theatralischen Dar= bietungen, das überwuchern der Kinema= tographen, die alle dem großen Theater Besucher entfremden. Ein Standälchen. indem eine sehr mediokre Sängerin mitten in der Vorstellung ihre Tätigkeit einstellte und davonlief, weil sie einen ihr nicht gunstig gesinnten Kritiker im Parkett er= blidte (der Direktor bat den Kritiker, sich zu entfernen, da die Diva sonst nicht mehr mittue), sett ber Misere noch einen besonderen Akzent auf. Soeben vernimmt man, daß die "Lustige Witwe" schon 25 volle Säuser gemacht hat. Damit dürfte sie das heurige Defizit gedeckt haben.

Genf. Der Maler Albert Lugardon war kein großer Künstler. Man konnte wohl von ihm sagen: er ist einer jener Maler, die gute Studien entwerfen, um darnach schlechte Bilder zu malen, die aber nur die lettern zeigen und die erstern ängstlich verbergen. Ein Gang durch die Ausstellung seines künstlerischen Nachlasses gibt uns deutliche Kunde dafür. Manch eine der kleinen Skizzen, die etwa einen stillen Alpenwinkel mit etwas Sonne und blauem Simmel festhält, könnte ich mir als angenehmen Zimmerschmud denken. Weniger froh stimmten mich allerdings seine unendlich langweiligen Milchtühe, die nicht einmal als Galactinaplakat ihren Lebenszweck erfüllten. Von den ausge= führten Bildern zu berichten, entbindet uns der Seimgang Lugardons. Er hat sich als Vertreter der alten Schule, die in der möglichst getreuen und langwei= ligen Reproduttion einer inhaltslosen Berglandschaft ihr Credo erblickt, redlich Mühe gegeben. Nun fällt aber dem Besucher etwas anderes auf, was man in Ausstellungen seltener trifft. Bon den 100-200 Stücken sind kaum ein halbes Dugend, die nicht mit einer Etifette "vendu" versehen sind. Mit diesem Massen= kauf verhält es sich so. Lugardon hat in seinem Testamente bestimmt, daß seine Werke zugunsten des Kantonsspitals ver= fauft werden sollen. Er fügte bei, die Breise möchten so angesett werden, daß auch der wenig Bemittelte sich ein Bild= lein erstehen könne. Die Kommission, die sich um diesen Verkauf zu kümmern hatte, entledigte sich nun aber auf sehr merk= würdige Weise ihrer Aufgabe. Sie taxierte die Sachen zu ganz lächerlich geringen Preisen ein, lud, bevor das Publikum zu= gelaffen murde, Freunde und Befannte ein und sicherte so für sich und diese die besten Stücke. Die Preise bewegten sich zwischen 5—15 Fr. Man verurteilt all= gemein dieses undelikate Borgehen, um so mehr, als der Ertrag dem Krankenhaus aufließen soll und ohne übertreibung fünfmal bedeutender hätte sein können. Daß mit diesen Warenhauspreisen den

Iebenden Malern ein unlogales Präjudiz geschaffen wurde, ist vielleicht noch schlimmer. Der Bürger wird bei Bilderkäusen inskünftig immer auf die Ansätze des Lugardonschen Nachlasses verweisen: "seht, und das war doch ein großer Künstler".

Neben der Ausstellung Lugardon hat Gianoli zwei Säle mit Bildern aus verschiedenen Zeiten seines Schaffens bezogen. Seine Aufnahmen aus dem alten

Genf haben rein historisches Interesse. Um einiger Winterlandschaften willen, die nicht nur abgeschaut, sondern erlebt sind, kann man sich mit dem Maler befreunden. Aber die Freundschaft bleibt bis auf weisteres eine kühle. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß in den Räumen der Ausstellung gesangliche Matinées zu fünf Franken der Platz abgehalten werden.

riH

# Literatur und Kunst des Pluslandes

Geiler von Raisersberg. Sein viershundertster Todestag, der am 10. März dieses Jahres begangen werden konnte, ruft ihn uns wieder ins Gedächtnis zurück, der in mittelalterlicher Zeit von der Kanzel des Straßburger Münsters von Gott und gegen die Welt predigte: Geiler von Kaisersberg, jene schaft umrissene Gestalt, deren Bild heute vergessen zu sein scheint. Und wie sehr doch verdiente der Name dieses so weltverständigen Resormators in der Erinnezung einer vierhundert Jahre jüngeren Generation weiterzuleben!

Johann Geiler, der in jungen Jahren nach dem Elfaß auswanderte, murde am 16. Märg 1445 in Schaffhausen geboren. Im dritten Jahr schon verlor er seinen Bater und wurde als Pflegekind seines Großvaters in Kaisersberg erzogen. In den Jahren 1460 bis 1464 studierte er in Freiburg Philosophie; mährend der fol= genden fünf Jahre war er als magister artium tätig, als welch er er über lateinische Grammatik und Aristoteles öffentliche Vorlesungen hielt. Bon Freiburg, wo er die sich gestedten Ziele nicht erreichen tonnte, siedelte Geiler nach Basel über: hier warf er sich auf das Studium der Theologie. Im Bafler Münfter hat Geiler gepredigt als Zeitgenosse und Freund Sebaftian Brants, des Narrenschiffdichters. Nicht ohne Widerhall zerliefen seine Worte in den Gängen des Basler Mün=

sters. Die Universität Freiburg bot ihm eine Dozentur für Theologie an, jedoch Geiler, der als eigentlichen Beruf die firchliche Sendung erkannt zu haben glaubte, wollte einem Ruf des Bischofs von Würzburg folgen, als er auf dem Wege dorthin Strafburg durchwanderte. Eine im Münfter gehaltene Probepredigt sollte ihn für immer an diese Stätte fesseln. Zweiunddreißig Jahre lang wirkte Geiler in Straßburg als Reformator des Kirchendienstes. Man muß die eine oder andere seiner Predigten gelesen, das eine oder andere jener "broesnamlein doct. Reiserpergs", die der Frater Johann Paulin gesammelt hat, aufgelesen haben, um sich von Geilers Persönlichkeit die richtige Vorstellung machen zu können. Nie vorher sind solche Predigten von einer Kanzel in die Menge ber Gläubigen geworfen worden. Rein deutscher Prediger vor Geiler hat das tägliche Leben so gut ge= kannt, seinen schlechten Einfluß auf die Menschheit so aut gefühlt wie er. Des= halb schien es ihm die erste Pflicht des Predigers, dieses Leben mit hinauf auf die Kanzel zu schleppen, um dort seine Laster, die die Laster der Zeit und der Stadt waren, vor aller Augen zu halten. Gewiß, nicht immer hielt dieser Prediger seine Worte in den Grenzen der Konvention. Im Gegenteil: meistens schwemmten jene alle Dammbrücken hinweg, die ihre Macht hätten schwächen können. Buchtig